

# WAS WIR

Josephine Apraku • Jojo Berger • Cornelia Funke

# MEINEN,

Baro Vicenta Ra Gabbert • Julien Gupta (Hrsg.)

# WENN WIR

Marc-Uwe Kling • Raúl Krauthausen • Kristina Lunz

# HOFFNUNG

Margret Rasfeld • Pheline Roggan • Gilda Sahebi

# SAGEN

Maren Urner • Marina Weisband

 oekom

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44 b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.

© 2026 oekom verlag, München  
oekom – Gesellschaft für ökologische Kommunikation  
mit beschränkter Haftung  
Goethestraße 28, 80336 München  
+49 89 544184-200  
[info@oekom.de](mailto:info@oekom.de)

Lektorat: Julien Gupta & Laura Kohlrausch (oekom)  
Korrektur: Maike Specht  
Satz: Christin Müller, Leipzig

Druck: CPI books GmbH  
ISBN: 978-3-98726-516-7  
E-ISBN: 978-3-98726-621-8  
<https://doi.org/10.14512/9783987266201>



# inhalt

die autor\*innen 7

intro 13

wenn morgen die welt brennt,  
bin ich auf übermorgen vorbereitet

**Marina Weisband 20**

die zwei weggefährtinnen

**Cornelia Funke 35**

ist das hoffnung, oder kann das weg?

**Baro Vicenta Ra Gabbert 41**

die wunderwaffe in unseren geirnen

**Maren Urner 56**

systemakupunktur

**Ein Gespräch mit Marc-Uwe Kling 69**

musik beginnt da, wo worte nicht mehr reichen

**Jojo Berger** 81

bleiben, weich werden, fragen stellen

**Josephine Apraku** 92

hoffnung: gegnerin, verbündete, freundin

**Raúl Krauthausen** 104

wenn wir uns zusammentun, schafft hoffnung  
wirklichkeit

**Kristina Lunz** 122

die zukunft braucht die richtigen geschichten

**Pheline Roggan** 135

das märchen der gesellschaftlichen spaltung

**Gilda Sahebi** 151

was wir von jungen menschen lernen können

**Margret Rasfeld** 164

was wir hoffen, wenn wir klima meinen

**Julien Gupta** 179

anmerkungen 192

## intro

Manchmal kommt mir die Realität alles andere als real vor. Ich weiß, all das passiert gerade da draußen. Aber gleichzeitig wirkt es wie ein Film, den irgendjemand aus der Zukunft auf einer alten VHS-Kassette aufgenommen hat und mir jetzt vorspielt.

Ich sitze in einem dunklen Raum vor einem flimmern- den Röhrenfernseher mit Videorecorder – und mir bleibt nichts anderes übrig, als hinzuschauen. Ich sehe marschierende Soldaten, über ihnen fliegen Drohnen, hinter ihnen rollen Panzer. Ein Mann blickt von oben stolz auf die Parade. Das Video kommt mir irgendwie bekannt vor. Habe ich den Film schon mal gesehen? Fanfaren plärren aus den Lautsprechern. Ich will umschalten, zumindest leiser machen, aber ich habe keine Fernbedienung.

Plötzlich flackert ein kleines Symbol über den Bildschirm: zwei Pfeile nach rechts. Jemand hat auf *Fast Forward* gedrückt. Das Video läuft jetzt auch noch in doppelter Geschwindigkeit. Ich sehe Autos, die von Schlamm lawi-

nen weggespült werden. Ich sehe brennende Bäume, die in den Flammen unnatürlich schnell hin und her schaukeln. Das Knistern und Knacken ist ohrenbetäubend. Wo ist die verdammte Fernbedienung?

Und dann – wieder zwei Pfeile nach rechts, *Fast Forward*, vierfache Geschwindigkeit. Die Bilder rasen über den Bildschirm. Erst ein zerbombtes Haus. Dann ein kleines Zelt, in dem eine ganze Familie lebt. Das Rauschen wird immer lauter. *Fast Forward*, alles mal acht. Der Film wird zur flackernden Diashow, Blitze zucken über den Bildschirm und über den Himmel einer rauchenden Stadt. Ich will meine Augen schließen, mir meine Ohren zuhalten. Aber das geht nicht. Meine Hände tasten hektisch nach der Fernbedienung – und endlich, da ist sie.

So fest ich kann, drücke ich auf die Taste mit dem kleinen Quadrat.

Sofort wird es still. Auf dem schwarzen Bildschirm steht in kleiner weißer Schrift:

*Stop.*

Dieses Buch ist eine Einladung, gemeinsam auf Stop zu drücken. Und uns die Kontrolle über unsere Hoffnung zurückzuholen.

Im Gegensatz zur VHS-Kassette ist die Gegenwart nämlich kein aufgezeichnetes Video, das wir tatenlos mitan-

sehen müssen. Auch wenn es sich manchmal so anfühlt, wenn sich die Ereignisse mal wieder überschlagen und *Tagesschau* und Timelines bei all den Kriegen, Katastrophen und Ungerechtigkeiten kaum hinterkommen.

Wie die *echte* Geschichte weitergeht, nicht der Film auf unseren (inneren) Bildschirmen, ist nicht vorherbestimmt. Sie entscheidet sich vielmehr an jedem Tag, in jeder Minute, die wir erleben und die wir gestalten. Denn bei der Suche nach einer besseren Zukunft sind wir keine Statistinnen und erst recht keine Zuschauer. Wir sind Akteur\*innen und können unsere Hoffnungen selbst erschaffen.

Wie komplex, mächtig und gleichzeitig fragil dieser Prozess ist, erlebe ich immer wieder bei etwas, das mich jeden Tag beschäftigt: dem Klima. Hoffnungen und Enttäuschungen liegen hier besonders dicht beieinander. Erst die Jubelschreie aus Paris – endlich, ein völkerrechtlich bindendes Abkommen für den Planeten. Gefolgt von kollektivem Aufbruch, angeführt von jungen Menschen und einigen der größten friedlichen Demonstrationen, die es je gab. Und dann: die durch unsere Emissionen verschlimmerte Ahrtal-Katastrophe, der mit Öl und Gas finanzierte russische Angriffskrieg, ein fossil-faschistischer Backlash in den USA und in Teilen Europas.

Nur zehn Jahre nach Paris sind die CO<sub>2</sub>-Restbudgets genauso aufgebraucht wie die Hoffnungsspeicher von allen, die niemals erleben wollten, was passiert, wenn Kipp-

punkte überschritten werden. Während Erdsysteme vor unseren Augen aus der Bahn fliegen, kippt gleichzeitig auch die Zuversicht. Ein »Wir schaffen das schon« wurde im Zeitraffer zu einem »Jetzt ist eh alles zu spät«. Hoffnung für den Planeten scheint zur knappsten Ressource der Welt geworden zu sein. Aber statt genau deshalb besonders sorgsam mit ihr umzugehen, schmeißen manche sie leichtfertig von sich. Sie nutzen den vermeintlich ausgewogenen Weltuntergang als Ausrede, um untätig zu werden. Oder noch häufiger: untätig zu bleiben.

Die Klimadebatte führt vor, was passiert, wenn wir Hoffnung als etwas begreifen, das entweder da ist oder nicht. Das nur funktioniert, wenn wir noch alles gewinnen können, aber sofort kaputtgeht, wenn manches verloren geht. Dieses binäre Denken in Nullen und Einsen sollten wir lieber der KI überlassen. Hoffnung ist nicht entweder »on« oder »off«, schwarz oder weiß. Sie steckt in den Graustufen dazwischen und viel mehr noch in allen anderen Farben des Spektrums. Und gerade wenn sie knapp wird, müssen wir sie selbst erschaffen. Sie ist hirngesponnen, herzgefertigt und handgemacht. Nicht nur in uns, sondern auch durch die Geschichten anderer Menschen, die sich ihre Zuversicht jeden Tag aufs Neue erarbeiten. Geschichten, wie sie die Autor\*innen in diesem Band erzählen.

Hoffnung ist für uns,  
... wenn wir einen Plan C für übermorgen haben,  
... wenn unsere Angst abgelöst wird von Dank-  
barkeit,  
... wenn uns jeden Morgen unsere Vision einer  
besseren Welt aufstehen lässt,  
... wenn wir uns bewusst machen, was wir am Ende  
unseres Lebens nicht bereuen wollen,  
... wenn wir erkennen, wie mächtig Humor sein  
kann,  
... wenn Musik als verbindende, gelebte Utopie  
ertönt,  
... wenn wir aufrichtige Beziehungen zu anderen  
Menschen aufbauen und pflegen,  
... wenn Inklusion nicht Mitleid, sondern Gerechtig-  
keit bedeutet,  
... wenn Frauen sich gegen jeden Widerstand für  
Frieden einsetzen,  
... wenn wir spüren, dass Aktivismus Gesetze  
verändern kann,  
... wenn wir erkennen, dass unsere Gesellschaft viel  
mehr verbindet als spaltet,  
... wenn Schulen Orte des Vertrauens und der  
Verantwortung werden  
... und wenn wir endlich anfangen, Physik und  
Empathie zusammenzudenken.

Da Hoffnung so vielfältig ist wie die Menschen, die sie in sich tragen, ist es unmöglich, ein abgeschlossenes Bild von ihr zu zeichnen – erst recht in einem einzelnen Buch. Die Beiträge in diesem Sammelband sind vielmehr Puzzlestücke: Mit jedem Teil, mit jeder Perspektive, mit jedem Kapitel wird das Bild von Hoffnung ein bisschen klarer, aber niemals vollständig. Die Essays sind ein Anfang, eine Grundlage zum Weiterpuzzeln.

Dieses Buch ist kein Ratgeber mit Gelinggarantie und auch keine gedruckte Happy-Pill, um für ein paar Stunden die Realität zu vergessen. Es ist vielmehr ein Appell, sich den Begriff der Hoffnung zurückzuerobern von Glückskekssprüchen und Wandtattoos. Ihn weiterzudenken, konstruktiv und kritisch zugleich – und dabei keine einfachen und erst recht keine ausgrenzenden Antworten unhinterfragt zu akzeptieren.

Hoffnung gibt es nur, wenn wir sie nach draußen tragen und in die Tat umsetzen. Wenn wir aus ihr Gespräche, Ideen und Lösungen kreieren, mit denen wiederum Zuversicht für andere entstehen kann. Denn Hoffnung ist zum Glück universell. Sie liegt im angeborenen Werkzeugkasten des Menschen bereit, genauso wie Sprache, Empathie und Kooperation. Sie ist dadurch zutiefst persönlich, aber gleichzeitig auch hochpolitisch. Sie entsteht nämlich nicht nur individuell und kollektiv, sondern immer auch im Kontext systemischer und gesellschaftlicher Strukturen.

Dieses Buch ist daher vor allem eines: eine Inspiration, Hoffnung als täglichen Akt des liebevollen Widerstands zu begreifen. Gegen diejenigen, die unsere Welt künstlicher, ärmer und hasserfüllter machen wollen. Gemeinsam mit denen, die genau das Gegenteil davon möchten.

Also mit fast allen.

*Berlin im Januar 2026,  
Julien Gupta*

# **wenn morgen die welt brennt, bin ich auf übermorgen vorbereitet**

Marina Weisband

Es ist eine ziemliche Binse zu sagen, dass die Welt derzeit in Flammen steht. Falsch ist es jedoch nicht: Mehr Demokratien sind bedroht oder sterben, als neue geschaffen werden.<sup>1</sup> Auch unsere wird immer fragiler. Das ist seltsam für jemanden, der in der Sowjetunion geboren wurde, als Kind nach Deutschland migriert ist und hier erstmals eine demokratische Gesellschaft kennengelernt hat.

Was für eine utopische Vorstellung das damals war. Auf einmal hatte ich Rechte. Ich persönlich war als Mensch etwas wert. Meine Mutter erzählte mir vor einigen Jahren: »Als ich nach Deutschland kam, habe ich fünf Jahre gebraucht, um zu lernen, was Selbstwert ist.« So selbstverständlich dieser Begriff für viele Menschen ist, die in Demokratien aufwachsen, so entfernt ist er in autoritären Systemen, wo ausschließlich die Ideolo-

gie oder der Diktator zählen und der Mensch höchstens eine Ressource ist. Wo man sich täglich duckt, um unauffällig zu bleiben. Was für ein zivilisatorischer Durchbruch ist dann eine freie Gesellschaft! In der man sich aufrichten kann, in der man aufatmen kann. Die eigene Meinung sagen. Die eigenen Bedürfnisse vertreten. Umso erschreckender ist es für mich, dass Menschen sich von diesem System freiwillig abwenden.

Gleichzeitig ist es nicht ganz überraschend. Es gibt diese bekannte Metapher, dass ein Fisch nicht weiß, was Wasser ist. Vielen in Demokratien lebenden Menschen scheint es ähnlich zu gehen: Sie begreifen nicht wirklich, was ihre Freiheit bedeutet. Hinzu kommt eine mediale Landschaft, in der vor allem negative Schlagzeilen Aufmerksamkeit erregen und Probleme im Vergleich zu Lösungen überbetont werden. Autoritäre Kräfte von außen und von innen versuchen dann, diese Probleme hochzuschaukeln oder neue zu erfinden, um ein demokratisches System zu stürzen oder leichter kontrollierbar zu machen. Dafür nutzen sie unter anderem Bot-Kampagnen, die Angst vor Immigration machen, und bezahlte, »antiwoke« Influencer\*innen. Ich könnte das ganze Kapitel vollschreiben mit Beispielen. Aber wir kennen sie alle. Wir kennen sie in einem Ausmaß, dass es bisweilen schwerfällt, die Hoffnung zu behalten. Die Hoffnung, dass die Demokratie überlebt. Dass wir einer Demokratie überhaupt würdig sind. Ich selbst habe mich nicht nur

einmal bei dem Gedanken erwischt: »Wenn die Manipulation so billig ist und sie so gut funktioniert ..., dann haben wir die Freiheit vielleicht gar nicht verdient.«

Aber dieser Gedanke ist eine Falle. Er blendet die Leistung all jener aus, die jeden Tag für Freiheit kämpfen. Und er ist nicht zuletzt deshalb falsch, weil er defätistisch ist. Wenn ich annehme, dass sowieso alles verloren ist, kann ich nicht kämpfen. Mir fehlt dann jede Motivation. Wollen wir es denen, die unsere Freiheit angreifen, wirklich so leicht machen?

Defätismus ist aber nicht nur moralisch, sondern auch rein objektiv fehl am Platz. Es gibt gute inhaltliche Gründe, Hoffnung zu haben. Für mich steht sie auf vier Säulen.

## **Erstens: Der Negativitätsbias der Medien**

Medien wollen Aufmerksamkeit erregen. Nicht aus Boshaftigkeit, sondern weil Mitarbeiter\*innen bezahlt werden müssen und man Anteilseigner\*innen Gewinnausschüttungen schuldet. Erschwerend kommt hinzu, dass wir versuchen, eine Demokratie in einem kapitalistischen System zu betreiben.

Nun gibt es da Handgriffe, die besser funktionieren als andere. Wenn ich ein Youtube-Video mit einer hoffnungsvollen Message veröffentliche, klickt es nicht so gut

wie eines mit einer alarmierenden. Eines meiner beliebtesten Videos hatte im Vorschaubild den Text »Medienkompetenz wird uns nicht retten« und den Titel »Medien sind der Tod der Demokratie«. Ich hätte auch titeln können »Neue Medienmodelle, die Demokratie retten können«. Aber das bringt einfach nicht die gleichen Klickzahlen wie eine dystopische Überschrift.

Unsere Gehirne sind entwickelt, um zu überleben, nicht, um glücklich zu sein. Also machen sie uns aufmerksam auf alles, was eine Gefahr darstellen könnte. Das heißt, nicht nur wir selbst sehen die Welt schlechter, als sie eigentlich ist – Medien befeuern dieses verzerrte Bild noch weiter. Ein Beitrag, in dem Leute rassistische, abwertende Meinungen von sich geben, über die man den Kopf schüttelt und den man mit dem Kommentar teilt »Schaut, wohin die Welt gekommen ist!«, wirkt für unser Gehirn und die Algorithmen spannender als ein Medienbeitrag, in dem Leute in einer Fußgängerzone freundliche, ausgewogene und differenzierte Antworten geben.

Und weil das Negative und das Radikale in den Medien überwiegen, sehen wir die Welt und unsere Gesellschaft systematisch negativer und radikaler, als sie ist. Ja, das ist eine Gefahr für die Demokratie. Aber gleichzeitig ist diese Einsicht ein Grund zur Hoffnung, denn sie bedeutet auch, dass die Realität besser ist als ihr Abbild.

Als differenzierte, freundliche Menschen haben wir weit mehr Mitstreiter\*innen, als die Medien uns glauben

lassen. Es gibt eine große Dunkelziffer an potenziellen Helfer\*innen und Verbündeten, an Menschen, die rational und vernünftig sind.

Und noch etwas läuft in der Realität viel besser, als es in den (sozialen) Medien häufig dargestellt wird. Es gibt bereits unglaublich viele Systeme, die genau so funktionieren, wie sie sollen. Überleg mal, wie viel in einem Land richtig laufen muss, damit trotz aller Komplexität des Lebens aus unserem Wasserhahn zu jeder erdenklichen Tageszeit Trinkwasser kommt. Eine ziemliche Leistung – und eine von vielen Selbstverständlichkeiten, die mir Hoffnung machen.

## **Zweitens: Die meisten Menschen haben gute Absichten**

Wir alle sind gar nicht so verschieden, wie man mit einem Blick auf Wahlumfragen denken mag. Ich möchte das illustrieren anhand von Gesprächen mit Menschen, die wirklich nicht mein Weltbild teilen.

In den Medien spreche ich mit Rechtsradikalen nie. Ich will ihre Meinung nicht salonfähig machen, ich werde mich niemals auf ein Gespräch darüber einlassen, ob Menschen gleich viel wert seien oder nicht. Ob alle Menschenrechte verdienen oder nicht. Allein beim Eröffnen dieser Debatte können wir nur verlieren. Aber auch zu

anderen Themen werde ich mit Anhänger\*innen rechtsradikaler Parteien nie in Talkshows sitzen. Auf einem öffentlichen Podium ist das Ziel schließlich nicht, gemeinsam eine Antwort oder eine Lösung zu finden, sondern die Zuschauer\*innen von der eigenen Position zu überzeugen. Ein echtes Gespräch ist auf dieser Grundlage nicht möglich. Ich würde Kontrahent\*innen durch meine Akzeptanz einer Debatte mit ihnen nur aufwerten. Ich wünschte, mehr Demokrat\*innen würden diese Falle erkennen.

Auf persönlicher Ebene hingegen ist das eine ganz andere Geschichte. Ich habe Familienmitglieder, die AfD wählen. Die gegen Migrant\*innen sind. Und Trump-Fans.

Ja, sie sind selbst nach Deutschland immigriert und sprechen teilweise kaum Deutsch. Ja, sie sind selbst Juden und Jüdinnen und sollten doch eigentlich, so denkt man, mit Marginalisierten sympathisieren. Aber ihre Position ist eben nicht logisch. Sie sagen: »*Die* sind ganz anders als *wir*. *Wir* verhalten uns anständig in diesem Land.« Dahinter steckt sicherlich der Drang nach eigener Sicherheit, eigener Zugehörigkeit. Manche erhoffen sich Kontrolle über das eigene Leben dadurch, dass jemand in ihrer Wahrnehmung noch unter ihnen steht.

Rede ich mit diesen Familienmitgliedern? Ja. Aber nie über ihren Rassismus. Nie über ihre Verschwörungstheorien. Solche Gespräche würge ich ab. Ich sage: »Ich liebe dich, aber darüber will ich mit dir nicht reden.«

Ich frage stattdessen: »Wie geht es dir?« Ich frage: »Wie kommt ihr über die Runden, seit deine Frau ihren Job verloren hat?« Ich halte auf einer menschlichen Ebene einen Draht zu ihnen, der uns Solidarität in anderen Themen erlaubt.

Wenn ich sie frage: »Was brauchst du?«, und sie sagen: »Ich brauche, dass meine Tochter in der Innenstadt sicher ist«, dann frage ich nach: »Warum fühlt sie sich nicht sicher?«, und sie antworten: »Weil da ständig diese Banden von Männern rumhängen, und die sprechen sie an und gehen hinter ihr her.« Und dann folgt eine rassistische Beschreibung. Und ich sage: »Du hast recht, wir haben ein riesiges Problem mit Sexismus im öffentlichen Raum. Und wusstest du, dass migrantische Frauen – wie auch deine Tochter – besonders betroffen sind? Hier ist eine Initiative von Frauen, die konkrete Maßnahmen von der Kommune und vom Land fordern für Prävention und Opferhilfe.«

Das funktioniert natürlich nur, wenn man bereits eine Beziehung hat. Wenn man mit Kolleg\*innen oder Verwandten spricht. Wenn ich lange genug frage, welches Bedürfnis hinter einer Aussage steckt, während ich Ressentiments ignoriere, dann lande ich bei den meisten Menschen bei ganz ähnlichen Bedürfnissen: dem Bedürfnis nach Sicherheit. Dem Bedürfnis nach Geltung. Dem Bedürfnis nach Gebrauchtwerden. Dem Bedürfnis nach Verstehen und Kontrolle.

Nichts davon kann ich verübeln. Ich habe diese Bedürfnisse alle selbst. Und das ist etwas Wunderbares. Denn sobald ich hinter die Ressentiments blicke, sehe ich, dass wir uns als Menschen im Kern ähnlich sind. Die allermeisten von uns haben genuin gute Absichten. Wir haben nur nicht immer die Instrumente, unsere Bedürfnisse selbst richtig zu verstehen. Und noch häufiger fehlen die Instrumente, die Bedürfnisse dann auch zu erfüllen. Aber genau hier können wir einander helfen und abholen. Das ist vielleicht eine gute Hausaufgabe, um Hoffnung in den Alltag zu holen. Nächstes Mal, wenn dir jemand sagt: »Die da oben machen doch eh nur, was sie wollen, und interessieren sich einen Scheiß-dreck für uns«, antworte doch einfach mal: »Ja, ich finde auch, dass Reiche und Konzerne überrepräsentiert sind. Sollen wir zusammen nach einem Verein suchen, der sich bei uns in der Nähe für mehr Mitbestimmung einsetzt?«

Anstatt Gräben zu schlagen, probieren wir doch besser aus, Brücken zu bauen. Die einzige feste Regel dabei: Die Brücke ist nie auf dem Rücken anderer Leute. Kein »ein bisschen Rassismus ist vielleicht okay« oder »na gut, trans-Personen darfst du hassen, aber Schwule bitte nicht«. Brücken entstehen da, wo wir uns ehrlich machen über unsere Bedürfnisse. Und wohl den wenigsten liegt das ehrliche Bedürfnis zugrunde, anderen das Leben schwer zu machen.

Josephine Apraku • Jojo Berger • Cornelia Funke  
Baro Vicenta Ra Gabbert • Julien Gupta  
Marc-Uwe Kling • Raúl Krauthausen • Kristina Lunz  
Margret Rasfeld • Pheline Roggan • Gilda Sahebi  
Maren Urner • Marina Weisband

Zwischen all den Krisen scheint Hoffnung gerade  
die knappste Ressource der Welt zu sein.

Dabei entsteht sie jedes Mal aufs Neue, wenn  
Menschen sich für eine bessere Zukunft einsetzen.

Hoffnung ist so vielfältig wie diejenigen, die nach ihr  
suchen. Deshalb versammelt dieses Buch Stimmen, die  
alle etwas anderes meinen, wenn sie »Hoffnung« sagen.

Gemeinsam entwerfen sie ihre Vision von Zukunft.  
Denn Hoffnung beginnt dort, wo wir uns zusammentun  
und unsere Geschichten erzählen.

